

blanvalet

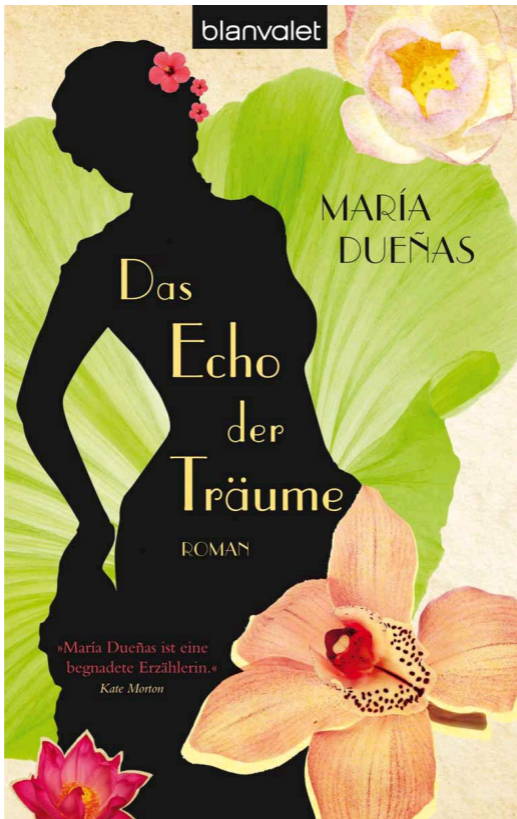
MARÍA
DUEÑAS

Das
Echo
der
Träume

ROMAN

»María Dueñas ist eine
begnadete Erzählerin.«

Kate Morton



mich alleine großzügig und dafür von frühmorgens bis spätabends hart arbeitete, erschien mir nicht erstrebenswert. Und mit Ignacio hatte ich einen geeigneten Kandidaten gefunden, um nicht in ihre Fußstapfen treten zu müssen: jemanden, mit dem ich den Rest meines Lebens verbringen konnte, ohne jeden Morgen mit dem schalen Geschmack von Einsamkeit im Mund aufzuwachen. Mich zog keine glühende Leidenschaft zu ihm hin, doch sehr wohl eine starke Zuneigung und die Gewissheit, dass meine Tage an seiner Seite ohne Kummer oder große Turbulenzen, wie auf ein weiches Kissen gebettet, verstreichen würden.

Ignacio Montes, dachte ich, würde derjenige sein, an dessen Arm ich mich bei unseren zahllosen Spaziergängen festhielte, seine stete Gegenwart würde

mir für alle Zeit Schutz und Sicherheit bieten. Zwei Jahre älter als ich, schlank, liebenswürdig, ebenso umgänglich wie sanftmütig. Er hatte die richtige Statur und kein Gramm zu viel auf den Rippen, gute Manieren und ein Herz, das mich mit jeder Stunde, die wir miteinander verbrachten, mehr zu lieben schien. Er war der Sohn einer kastilischen Witwe, die ihre Notgroschen unter der Matratze aufbewahrte, und wohnte mit kurzen Unterbrechungen in schäbigen Pensionen. Er strebte eine Laufbahn in der Bürokratie an und war ewiger Anwärter für jede Verwaltung, die ihm Aussicht auf ein lebenslanges Gehalt bot: sei es das Kriegs-, Finanz- oder Innenministerium. Der Traum von dreitausend Peseten jährlich, zweihundertfünfzig jeden Monat: ein sicheres Gehalt, für das er seine Zeit bis ans Ende seiner Tage in der

eintönigen Welt der Behörden und Vorzimmer, von Lösch- und Büttenpapier, von Gebührenmarken und Tintenfassern würde verbringen müssen. Darauf bauten wir unsere Zukunft: auf einem biederen Beamtentum, das sich – von Ausschreibung zu Ausschreibung – beharrlich weigerte, meinen Ignacio auf seine Liste zu setzen. Doch er verlor nicht den Mut und blieb hartnäckig. Im Februar probierte er es mit dem Justiz- und im Juni mit dem Landwirtschaftsministerium und dann das Ganze wieder von vorn.

In der Zwischenzeit verwöhnte mich Ignacio, der sich keine kostspieligen Extravaganzen leisten konnte, mich aber fortwährend glücklich sehen wollte, im Rahmen seiner bescheidenen finanziellen Möglichkeiten: eine Pappschachtel voller Seidenraupen und Maulbeerblätter, Tüten

mit heißen Kastanien und inbrünstige Liebesschwüre auf der Wiese unter dem Viadukt. Gemeinsam lauschten wir der Musikkapelle am Kiosk im Parque del Oeste und ruderten im Retiro an sonnigen Sonntagmorgen über den See. Es gab kein Sommernachtsfest mit Drehorgel und Schaukel, das wir nicht besuchten, keinen chotis, den wir nicht genau im Takt tanzten. Unzählige Nachmittage verbrachten wir im Parque de las Vistillas, unzählige Filme sahen wir uns in den Stadtteilkinos für eine Peseta fünfzig an. Eine Mandelmilch war für uns Luxus, ein Taxi unerschwinglich. Ignacios Schmeicheleien hingegen, die ja nichts kosteten, kannten kein Ende. Ich war für ihn der Himmel und die Sterne, die Schönste, die Beste. Meine Haut, mein Gesicht, meine Augen. Meine Hände, mein Mund, meine Stimme. Alles an mir

erschien ihm unübertrefflich, war ein nie versiegender Quell der Freude. Und ich lauschte seinen Worten, schalt ihn töricht und ließ mich begehren.

Dessen ungeachtet nahm das Leben in der Schneiderei zu jener Zeit eine andere Wendung. Es gestaltete sich schwierig, unsicher. Mit der Zweiten Republik kehrte Unruhe in den behaglichen Wohlstand im Umfeld unserer Kundinnen ein. In Madrid gährte und rumorte es, die politischen Spannungen waren an jeder Ecke deutlich spürbar. Die wohlhabenden Familien verlängerten ihren Sommerurlaub im Norden Spaniens immer wieder, wollten so lange wie möglich den Unruhen und dem Aufruhr in der Hauptstadt fernbleiben, auf deren Plätzen man lauthals für die kommunistische Tageszeitung El Mundo Obrero warb, während die zerlumpten Proletarier aus